

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Klay, Phil  
**Wir erschossen auch Hunde**

Stories  
Aus dem amerikanischen Englisch von Hannes Meyer

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4638  
978-3-518-46638-4

suhrkamp taschenbuch 4638

2001 ziehen die USA in den Krieg. Gegen Bin Laden, gegen Hussein, und vor allem gegen den eigenen Bedeutungsverlust. Heute ist Saddam tot, Osama auch, doch die Supermacht ist schwächer als je zuvor. In *Wir erschossen auch Hunde* erzählt Phil Klay von den jungen Männern, die in diesem Krieg den höchsten Preis zahlen mussten. Es sind knallharte Erzählungen von Häuserkämpfen in Falludscha, aussichtslosen Hilfsmissionen und dem Heimkehren in ein fremdgewordenes Land. Ein Land, das bei all dem Hintergrundrauschen aus Konsum und Entertainment kein Interesse am Leiden seiner Soldaten hat. Denn ihre traumatischen Erfahrungen beweisen nur die grenzenlose Ohnmacht und lassen etwas erahnen, was noch vor wenigen Jahren unvorstellbar schien: »America is broken, man.«

Phil Klay, geboren 1983, diente von Januar 2007 bis Februar 2008 als US-Marine in der irakischen Provinz Al-Anbar. Nach dem Einsatz absolvierte er einen Master of Fine Arts und arbeitete als Assistent bei Richard Ford. Seine Beiträge erscheinen in zahlreichen Magazinen und Zeitungen, unter anderem in der *New York Times*.

Hannes Meyer, geboren 1982, lebt und arbeitet als freier Übersetzer in Wuppertal. Er übersetzte unter anderem Bücher von Dana Spiotta, Cathi Unsworth und Christopher Brookmyre.

# **PHIL KLAY**

# **WIR ERSCHOSSEN**

# **AUCH HUNDE**

Stories

Aus dem amerikanischen Englisch

von Hannes Meyer



Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel

*Redeployment*

bei The Penguin Press, New York.

Erste Auflage 2015

suhrkamp taschenbuch 4638

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© 2014 by Phil Klay

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfoto: Richard T. Nowitz/Corbis

Umschlag: Herburg Weiland, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46638-4

**WIR ERSCHOSSEN  
AUCH HUNDE**

*Für meine Eltern,  
deren drei Söhne sich in Kriegszeiten  
zum Militär meldeten.*

# **INHALT**

- Truppenverlegung 9
- Frago 25
- Einsatzbericht 35
- Leichen 59
- OIF 79
- Geld als Waffensystem 83
- In Vietnam hatten sie Nutten 123
- Gebet im Feuerofen 133
- Psychologische Kriegsführung 173
- Kriegsgeschichten 217
- Außer bei einem Lungendurchschuss 241
- Zehn Kliks südlich 273
  
- Danksagung 291
- Glossar 295



## ★ TRUPPENVERLEGUNG

Wir erschossen Hunde. Nicht nebenbei, sondern gezielt. Das nannten wir »Operation Scooby«. Ich mag Hunde, also musste ich viel darüber nachdenken.

Beim ersten Mal passierte es instinktiv. O’Leary sagt: »Mann!«, und ich sehe einen dürren, braunen Hund, der Blut aufleckt wie Wasser aus einem Napf. Es war zwar kein amerikanisches Blut, aber da steht der Hund und leckt es auf. Das ist wohl der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt, und von da an sind Hunde Freiwild.

In dem Moment denkt man nicht darüber nach. Da überlegt man, wer in dem Haus ist, was für Waffen er hat, wie er dich und deine Freunde umbringen will. Man geht Block für Block vor, mit einem Gewehr, das bis fünfhundertfünfzig Meter präzise ist, erschießt aber Leute auf fünf in kleinen Betonkästen.

Gedacht wird später, wenn sie einem Zeit dazu geben. Man kommt nämlich nicht direkt aus dem Krieg zurück in die Jacksonville Mall. Als unser Einsatz vorbei war, haben sie uns nach TQ geschickt, das ist so ein Logistikstützpunkt draußen in der Wüste. Da sollten wir uns ein bisschen entspannen. Keine Ahnung, was die damit meinten. Entspannen. Wir verstanden darunter wachsen in der Dusche. Rauchen und Karten spielen. Dann haben sie uns nach Kuwait geflogen und dort in eine Passagiermaschine nach Hause einsteigen lassen.

Da sitzt man dann. Gerade war man noch mitten im Krieg, und jetzt lehnt man sich in einem Plüschsessel zurück, schaut sich die kleine Düse der Klimaanlage an und denkt, Scheiße, was ist hier eigentlich los? Wie jeder andere hat man ein Gewehr zwischen den Knien. Ein paar Marines haben auch M9-Pistolen, aber das Bajonett haben sie einem abgenommen, weil Messer an Bord verboten sind. Alle sind frisch geduscht,

sehen aber trotzdem schmutzig und hager aus. Alle starren ausdruckslos vor sich hin, und die Tarnklamotten sind verschlissen. Und man sitzt da, schließt die Augen und denkt nach.

Bloß kommen die Gedanken nicht ordentlich einer nach dem anderen. Man denkt nicht, ach, ich hab A gemacht, dann B, dann C, dann D. Man will sich an zu Hause erinnern, aber plötzlich ist man im Folterhaus. Man sieht die Leichenteile im Schrank und den Verrückten im Käfig. Der hat gegackert wie ein Huhn. Sein Kopf war auf Kokosnuss-Größe zusammengeschrumpft. Es dauert ein bisschen, bis man sich an Docs Erklärung erinnert, dass sie dem Quecksilber in den Schädel gespritzt haben, aber deshalb versteht man es noch lange nicht.

Man sieht das, was man vor Augen hatte, als man fast gestorben ist. Den kaputten Fernseher und die Leiche von dem Hadschi. Eicholtz voller Blut. Den Lieutenant am Funkgerät.

Man sieht das kleine Mädchen, die Fotos, die Curtis in dem Schreibtisch gefunden hat. Auf dem ersten ein süßes, irakisches Kind, vielleicht sieben oder acht, barfuß und in einem schönen, weißen Kleid wie zur Erstkommunion. Auf dem nächsten hat sie ein rotes Kleid an, High Heels und dickes Make-up. Auf dem danach dasselbe Kleid, aber das Gesicht verschmiert, und sie hält sich eine Pistole an den Kopf.

Ich wollte an andere Sachen denken, an meine Frau Cheryl. Sie hat blasses Haut und feine, dunkle Härchen auf den Armen. Die sind ihr peinlich, dabei sind sie ganz weich. Zart.

Aber als ich an Cheryl denke, bekomme ich ein schlechtes Gewissen, und ich erinnere mich an Lance Corporal Hernandez, Corporal Smith und Eicholtz. Wir waren wie Brüder, Eicholtz und ich. Einmal haben wir einem Marine das Leben gerettet. Ein paar Wochen danach klettert Eicholtz über eine Mauer. Ein Aufständischer taucht in einem Fenster auf und schießt ihm in den Rücken, als er halb drüber ist.

Darüber denke ich also nach. Und ich sehe den Verrückten,

das Mädchen und die Mauer, auf der Eicholtz gestorben ist. Aber hauptsächlich denke ich die ganze Zeit über die verdamten Hunde nach.

Und ich denke an meinen Hund. Vicar. An das Tierheim, aus dem wir ihn geholt haben. Daran, wie Cheryl sagte, wir müssten einen alten Hund nehmen, weil sonst keiner einen alten nimmt. Daran, dass wir ihm nie etwas beibringen konnten. Dass er immer Sachen ausgekotzt hat, die er nie hätte fressen sollen. Dass er sich dann immer ganz schuldbewusst geduckt und mit hängendem Schwanz und gesenktem Kopf verdrückt hat. Dass sein Fell grau wurde, als wir ihn zwei Jahre hatten, und die weißen Haare im Gesicht wie ein Schnurrbart aussahen.

Das war's dann also. Den ganzen Flug nach Hause Vicar und Operation Scooby.

Vielleicht ist man wirklich darauf vorbereitet, Menschen zu töten, keine Ahnung. Man übt mit menschlichen Silhouetten, also kann man das. Klar hatten wir auch welche, die sie »Hundeziele« nennen. Zielform Delta. Bloß sehen die überhaupt nicht wie Hunde aus.

Menschen töten ist aber auch nicht einfach. Nach dem Boot Camp tun Marines immer so, als würden sie Rambo spielen gehen, aber die Sache ist todernst und hochprofessionell. Meistens. Wir haben diesen einen Aufständischen gefunden, bei dem das Todesrasseln eingesetzt hatte, er hatte Schaum vorm Mund und hat gezittert, nichts zu machen, okay? Hatte eine 7.62er in die Brust und eine in den Beckengürtel abgekriegt; in ein paar Sekunden wäre Schluss gewesen, aber der XO geht hin, zieht sein KA-BAR und schlitzt ihm die Kehle durch. Sagt: »Tut gut, einen mit dem Messer zu töten.« Die Marines schauen sich an: »Was war das denn?« Das hatten sie vom XO nicht erwartet. So einen Scheiß zieht vielleicht grad mal ein PFC ab.

Daran musste ich auf dem Flug auch denken.

Total komisch. Da sitzt man mit dem Gewehr in den Hän-

den, aber keine Munition weit und breit. Dann landet man zum Tanken in Irland. Dichter Nebel, also draußen nichts zu sehen, aber wir sind ja in Irland, also gibt's hier Bier. Und der Flugkapitän, ein verdammt Zivilist, liest so einen Schrieb vor, dass wir offiziell noch im Dienst sind und die entsprechenden Vorschriften gelten, bis wir in den Staaten landen. Also kein Alkohol.

Aber unser CO sprang auf und sagte: »Das macht ungefähr so viel Sinn wie ein verdammt Footballschläger. Okay, Marines, ihr habt drei Stunden. Hab gehört, hier gibt's Guinness.« Oo-rah!, Scheiße noch mal. Corporal Weissert bestellte sich fünf Bier auf einmal und ließ sie alle vor sich aufstellen. Eine Weile trank er nicht mal, sondern schaute sie nur an und lächelte selig. O'Leary sagte: »Du grinst ja wie 'ne Schwuchtel im Pimmelbaum.« Das ist so ein Ausbilder-Spruch, auf den Curtis total steht. Also lacht er los und sagt: »Kranker Baum, Alter«, und wir alle brüllen los und sind einfach froh, dass wir uns in Ruhe besaufen können.

Wir drehten bald ziemlich durch. Die meisten von uns hatten zehn Kilo abgenommen und seit sieben Monaten keinen Tropfen Alkohol angerührt. MacManigan, Second Award PFC, torkelte mit offenem Hosenstall und heraushängenden Eiern durch die Bar und ermahnte andere Marines: »Glotz mir nicht auf die Eier, du Schwuchtel!« Lance Corporal Slaughter hielt keine halbe Stunde durch, bevor er aufs Klo kotzen ging, wobei ihm Corporal Craig, der nüchterne Mormone, beistand, während Lance Corporal Greeley, der besoffene Mormone, in der nächsten Kabine kotzte. Sogar der Company Gunnery Sergeant gab sich die Kante.

Es war toll. Wir stiegen wieder ins Flugzeug und fielen ins Koma. Und wachten in Amerika auf.

Bloß als wir in Cherry Point landeten, war niemand dort. Es war stockdunkel und kalt, und die Hälfte von uns hatte den ersten Kater seit Monaten, ein beschissenes Gefühl, das sich jetzt verdammt gut anfühlte. Wir stiegen aus dem Flugzeug,

und der Flugplatz war groß und leer, nichts als sechs Leute vom Nachschub und ein paar Siebentonner. Keine Familien.

Der Company Gunnery Sergeant erklärte, die würden in Lejeune auf uns warten. Je schneller wir die Ausrüstung auf den Lastwagen verstauen, desto schneller sehen wir sie wieder.

Roger. Wir teilten Arbeitsgruppen ein und warfen unsere Rucksäcke und Seesäcke auf die Siebentonner. Bei der körperlichen Arbeit wurde uns in der Kälte warm, und wir schwitzten ein bisschen vom Alkohol aus.

Dann fuhren sie ein paar Busse vor, und wir zwängten uns alle hinein. Wo man hinschaute eine M16, die sonst wohin zeigte, Mündungsdisziplin im Arsch, aber egal.

Von Cherry Point nach Lejeune ist es eine Stunde. Am Anfang durch den Wald. Da sieht man im Dunkeln nichts. Auf dem Highway 24 auch nicht viel mehr. Läden, die noch nicht auf haben. Leuchtreklamen vor den Tankstellen und Bars. Ich wusste so ungefähr, wo ich war, aber es kam mir nicht vor wie zu Hause. Zu Hause würde ich wohl sein, wenn ich meine Frau küsst und meinen Hund streichelte.

Wir kamen durch das Seitentor auf das Gelände von Camp Lejeune. Von da dauert es zehn Minuten zu unserem Bataillonsbereich. Eine Viertelstunde, so wie dieser Idiot fährt, dachte ich. Am McHugh Boulevard wurde dann jeder ein bisschen nervös. Dann bogen wir in die A Street ein, da liegt der Bataillonsbereich, und ich sah unser Kompaniegebäude und dachte, jetzt ist es so weit. Aber dann blieben wir gut vierhundert Meter davor stehen. Direkt vor der Waffenkammer. Ich hätte zu den Familien runterlaufen können. Ich konnte sehen, dass sie hinter einem der Kompaniegebäude Lampen aufgebaut hatten. Und überall parkten Autos. Ich konnte die Menschenmenge sogar hören. Die Familien waren da. Aber wir stellten uns jeder in die Reihe und dachten daran, wie nah sie waren. Ich dachte an Cheryl und Vicar. Und wir warteten.

Als ich am Fenster ankam und mein Gewehr abgab, fehlte

mir sofort etwas. Seit Monaten war ich zum ersten Mal davon getrennt. Ich wusste nicht wohin mit den Händen. Erst steckte ich sie in die Taschen, dann verschränkte ich die Arme, und schließlich ließ ich sie nutzlos herabhängen.

Als alle Gewehre abgegeben waren, ließ der First Sergeant uns in einer perfekten Paradeformation antreten. Vorne flatterte sogar eine verdammte Standarte, und wir marschierten die A Street entlang. Als wir am ersten Kompaniegebäude ankamen, fingen die Leute an zu jubeln. Ich sah sie erst, als wir um die Ecke kamen, und da standen sie, eine Wand von Leuten, die unter den aufgebauten Scheinwerfern Schilder hochhielten. Die Strahler waren grell und zeigten direkt auf uns, also konnten wir in der Menge kaum jemanden erkennen. An der Seite standen Picknick-Tische, und ein Marine in Woodland-Tarn grillte Bratwürstchen. Außerdem gab es da eine Hüpfburg. Eine beschissene Hüpfburg.

Wir marschierten weiter. Ein paar andere Marines in Woodland-Tarn hielten die Angehörigen in einer Linie zurück, und wir marschierten weiter, bis wir direkt vor der Menge standen. Dann gab First Sergeant das Kommando zum Anhalten.

Ich sah mehrere Fernsehkameras. Außerdem viele US-Flaggen. Vorne in der Mitte stand der ganze MacManigan-Clan und hielt ein Banner mit der Aufschrift: OO-RAH PRIVATE FIRST CLASS MACMANIGAN. WIR SIND STOLZ AUF DICH.

Ich suchte die Menge ab. Aus Kuwait hatte ich Cheryl kurz angerufen, nur »Hey, mir geht's gut«, und »Ja, innerhalb von achtundvierzig Stunden, frag beim FRO nach, der weiß, wann du da sein musst.« Sie hatte gesagt, dass sie kommen würde, aber am Telefon war es komisch gewesen. Ich hatte ihre Stimme lange nicht gehört.

Dann sah ich Eicholtz' Vater. Er trug auch ein Schild. Darauf stand: WILLKOMMEN ZU HAUSE HELDEN DER BRAVO COMPANY. Ich sah ihn an und erinnerte mich noch von unserer Verabschiedung an ihn. Und dann ließen sie uns los. Und die Menge auch.

Ich blieb stehen, während die Marines um mich herum, Curtis und O'Leary und MacManigan und Craig und Weissert, auf die Menge zu rannten. Und auch die Menge lief los. Eicholtz' Dad lief los.

Er schüttelte jedem Marine die Hand, an dem er vorbeikam. Ich glaube nicht, dass ihn viele von den anderen erkannten, und mir war klar, dass ich ihm etwas sagen sollte, aber ich ließ es. Ich wich ihm aus. Ich sah mich nach meiner Frau um. Und entdeckte meinen Namen auf einem Schild: SGT PRICE. Aber der Rest verdeckt, und ich konnte nicht sehen, wer es hielt. Ich ging darauf zu, weg von Eicholtz' Vater, der gerade Curtis drückte, und dann las ich das Schild ganz: SGT PRICE, JETZT WO DU ZU HAUSE BIST, HAST DU AUCH WIEDER EIN PAAR DINGE ZU BESORGEN: 1. BESORG'S MIR 2. SIEHE 1.

Und da stand Cheryl mit dem Schild in der Hand.

Sie trug Tarnshorts und ein Tank Top, obwohl es so kalt war. Die hatte sie wohl für mich angezogen. Sie war dünner, als ich sie in Erinnerung hatte. Trug auch mehr Make-up. Ich war nervös und müde, und sie sah ein bisschen anders aus. Aber sie war es.

Um uns herum waren Familien, lächelnde Gesichter und ausgelaugte Marines. Ich ging auf sie zu, und als sie mich sah, strahlte sie. So hatte mich lange keine Frau mehr angelacht. Ich küsste sie. Ich nahm an, dass das von mir erwartet wurde. Aber es war schon zu lange her, und wir waren beide zu nervös, also fühlte es sich an, als würden nur Lippen an Lippen gedrückt, keine Ahnung. Sie lehnte sich zurück, sah mich an, legte mir die Hände auf die Schultern und fing an zu weinen. Sie rieb sich die Augen, umarmte mich und zog mich an sich.

Ihr Körper war weich und schmiegte sich perfekt an meinen. Den ganzen Einsatz über hatte ich auf dem Boden oder auf Feldbetten geschlafen. Ich hatte eine Panzerweste getragen und mein Gewehr umgehängt. Etwas wie sie hatte ich sieben Monate lang nicht gespürt. Es war fast, als hätte ich vergessen, wie sie sich anfühlt, oder es nie wirklich gewusst, und

jetzt fühlte ich etwas, vor dessen Farbe alles andere schwarz-weiß verblasste. Dann ließ sie mich los, und ich nahm sie an der Hand, wir holten meine Sachen und gingen.

Sie fragte, ob ich fahren wolle, aber sicher, also setzte ich mich ans Steuer. Auch das war lange her. Ich legte den Rückwärtsgang ein, setzte zurück und fuhr los. Am liebsten hätte ich irgendwo im Dunkeln geparkt und es mir mit ihr auf dem Rücksitz gemütlich gemacht wie in der Highschool. Aber ich fuhr vom Parkplatz und den McHugh Boulevard entlang. Das war ganz anders als vorhin mit dem Bus. Jetzt war es wirklich Lejeune. Mein alter Weg zur Arbeit. Und es war stockdunkel. Und still.

Cheryl fragte: »Wie geht's dir?«, was heißen sollte: Wie war es da? Bist du jetzt verrückt?

»Gut. Alles okay«, sagte ich.

Dann war es wieder still, und wir bogen in den Holcomb Boulevard ein. Ich war froh, dass ich am Steuer saß. Darauf konnte ich mich konzentrieren. Die Straße entlangfahren, das Lenkrad einschlagen, eine andere Straße entlangfahren. Schritt für Schritt. So überstehet man alles.

Sie sagte: »Ich bin so froh, dass du wieder da bist.«

Dann sagte sie: »Ich liebe dich.«

Und dann: »Ich bin stolz auf dich.«

Ich sagte: »Ich liebe dich auch.«

Als wir zu Hause waren, öffnete sie mir die Tür. Ich wusste gar nicht, wo ich meine Hausschlüssel hatte. Vicar begrüßte mich nicht an der Tür. Ich ging hinein und schaute mich um, und da lag er auf dem Sofa. Als er mich sah, stand er langsam auf.

Sein Fell war noch grauer geworden, und er hatte komische Fettklumpen an den Beinen, diese kleinen Tumore, die Labradore irgendwann bekommen. Vicar hatte die jetzt überall. Er wedelte. Er stieg ganz vorsichtig vom Sofa, als hätte er Schmerzen. Und Cheryl sagte: »Er kennt dich noch.«

»Warum ist er so mager?«, fragte ich, bückte mich und kraulte ihn hinter den Ohren.

»Der Tierarzt sagt, wir müssen auf sein Gewicht achten. Außerdem behält er in letzter Zeit nicht mehr viel bei sich.«

Cheryl zog mich am Arm. Weg von Vicar. Ich gab nach.

Sie sagte: »Ist es nicht schön, wieder zu Hause zu sein?«

Ihre Stimme bebte, als wäre sie sich unsicher, was ich antworten würde. »Doch, ja, sehr schön«, erwiderte ich. Sie küsste mich heftig. Ich packte sie, hob sie hoch und trug sie nach oben ins Schlafzimmer. Ich grinste breit, aber es half nichts. Sie sah aus, als hätte sie Angst vor mir. Die Ehefrauen hatten wohl alle ein bisschen Angst.

Das war meine Heimkehr. War in Ordnung, würde ich sagen. Es fühlt sich an wie der erste Atemzug, nachdem man fast ertrunken wäre: Gut, auch wenn es wehtut.

Ich kann mich nicht beschweren. Cheryl kam gut damit klar. In Jacksonville hatte ich die Frau von Lance Corporal Curtis gesehen. Als er wiederkam, hatte sie schon seinen gesamten Einsatzzuschlag ausgegeben und war im fünften Monat schwanger. Das ist für einen Marine, der nach sieben Monaten wiederkommt, nicht schwanger genug.

Corporal Weisserts Frau war überhaupt nicht mehr da, als er wiederkam. Er hatte gelacht, sie habe sich die Zeit wohl falsch gemerkt, und O'Leary fuhr ihn nach Hause. Als sie ankamen, war die Bude leer. Nicht nur menschenleer, sondern ganz leer: keine Möbel, keine Bilder, nichts. Weissert schaute sich die Scheiße an, schüttelte den Kopf und lachte los. Dann gingen sie Whiskey kaufen und gaben sich dort im leeren Haus die Kante.

Weissert soff sich in den Schlaf, und als er aufwachte, saß MacManigan neben ihm. Und ausgerechnet MacManigan sorgte dafür, dass er geduscht und umgezogen pünktlich in der Kaserne bei dem Kurs war, wo man sich anhören muss, dass man sich nicht umbringen und seine Frau nicht verprügeln soll. Und Weissert meinte: »Ich kann meine Frau ja gar nicht verprügeln. Hab ja keine Ahnung, wo zum Teufel sie ist.«

Das Wochenende gaben sie uns frei, und ich übernahm für

Freitag den Weissert-Dienst. Er befand sich gerade mitten in einer dreitägigen Sauftour, und ich durchlebte mit ihm eine Freak Show voller Whiskey und Lapdance. Ich kam erst um vier nach Hause, als ich ihn bei Slaughter im Kasernenzimmer abgeliefert hatte, und Cheryl wachte auf. Sie sagte aber kein Wort. Ich dachte, sie wäre sauer, und so sah sie auch aus, aber als ich ins Bett kam, rollte sie rüber und drückte mich kurz, obwohl ich nach Alkohol stank.

Slaughter übergab Weissert an Addis, Addis an Greely und so weiter. Wir hielten ihn das ganze Wochenende unter Beobachtung, bis wir uns sicher waren, dass er okay war.

Wenn ich nicht bei Weissert und dem Rest der Gruppe war, saß ich mit Vicar auf dem Sofa und sah mir die Baseball-Spiele an, die Cheryl mir aufgenommen hatte. Manchmal redete ich mit Cheryl über ihre sieben Monate, über die Frauen, die zu Hause geblieben waren, über ihre Familie, ihren Job, ihren Chef. Manchmal stellte sie mir auch kurze Fragen. Manchmal antwortete ich darauf. Und so froh ich auch war, wieder in den Staaten zu sein, und obwohl ich die vergangenen sieben Monate gehasst hatte und mich nur meine Kameraden und der Gedanke an die Heimkehr da durchgebracht hatten, wollte ich irgendwie doch wieder zurück. Scheiß auf das alles hier.

Die nächste Woche Dienst war nichts als Quatsch und halbe Tage. Arzttermine, bei denen auf Verletzungen geprüft wurde, die man verschwiegen oder einfach runtergeschluckt hatte. Zahnarzttermine. Verwaltungskram. Und jeden Abend saßen Vicar und ich auf dem Sofa, schauten Fernsehen und warteten darauf, dass Cheryl von ihrer Schicht im Texas Roadhouse nach Hause kam.

Vicar schlief mit dem Kopf auf meinem Schoß und wachte immer kurz auf, wenn ich ihm ein Stückchen Salami gab. Der Tierarzt hatte gesagt, das sei schlecht für ihn, aber ich wollte ihn ein bisschen verwöhnen. Wenn ich ihn streichelte, kam ich immer wieder an einen der Tumore, und das tat bestimmt weh. Er sah aus, als würde ihm jede Bewegung Schmerzen

bereiten, ob er wedelte oder fraß. Ging. Sich hinsetzte. Und wenn er kotzte, was jeden zweiten Tag passierte, würgte er zwanzig Sekunden lang, als würde er ersticken, bevor etwas kam. Das Geräusch machte mir wirklich zu schaffen. Dass ich den Teppich putzen musste, störte mich nicht.

Und dann kam Cheryl immer nach Hause, sah uns an, schüttelte den Kopf, lächelte und sagte: »Na, ihr müden Krieger.«

Ich wollte Vicar bei mir haben, aber ich konnte ihn nicht ansehen. Deshalb hab ich mich an dem Wochenende wohl von Cheryl aus dem Haus schleifen lassen. Wir sind mit meinem Einsatzzuschlag einkaufen gegangen. So zeigt's Amerika den Terroristen.

Also das hier ist mal eine Erfahrung: Deine Frau fährt mit dir zum Einkaufen nach Wilmington. Als du das letzte Mal eine Straße in der Stadt entlangspaziert bist, ging der Marine an der Spitze ganz am Rand und beobachtete die Dächer gegenüber. Der Marine dahinter behält die Fenster im Obergeschoss im Auge, der dahinter die Fenster darunter und so weiter bis unten auf die Straße, und der letzte sichert nach hinten. In einer Stadt können sie dich aus tausend Ecken erwischen. Das macht dich anfangs ganz verrückt. Aber dann gehst du vor wie gelernt, und es funktioniert.

In Wilmington hast du kein Squad, keinen Partner, nicht mal eine Waffe. Du erschrickst zehnmal, weil du merkst, dass sie nicht da ist. Du bist hier sicher, also müsstest du auf Aufmerksamkeitsstufe Weiß sein, bist du aber nicht.

Stattdessen stehst du bei American Eagle Outfitters. Deine Frau gibt dir Klamotten zum Anprobieren, und du gehst in die enge Umkleide. Du schließt die Tür und willst sie nicht mehr aufmachen.

Draußen vor dem Fenster laufen die Leute vorbei, als wäre nichts. Leute, die keine Ahnung haben, wo Falludscha ist, wo drei Angehörige deines Platoons gestorben sind. Leute, die ihr ganzes Leben auf Weiß verbracht haben.

Die kommen in ihrem ganzen Leben nicht mal in die Nähe von Orange. Tut man auch nicht vor dem ersten Feuergefecht oder bevor die erste IED explodiert und man kapiert, dass sich alle mit ihrem Leben darauf verlassen, dass man keinen Mist baut. Und umgekehrt.

Manche gehen direkt auf Rot. Da bleiben sie eine Zeit lang, und dann stürzen sie ab, weit tiefer als bis Weiß, tiefer als »scheiß drauf, dann sterb ich eben«. Die meisten anderen bleiben die ganze Zeit auf Orange.

Orange sieht so aus: Man sieht und hört anders als vorher. Die Hirnchemie verändert sich. Man nimmt jedes Detail seiner Umgebung wahr, jedes einzelne. Ich konnte eine Zehn-Cent-Münze in zwanzig Metern Entfernung finden. Meine Antennen sondierten den ganzen Block. Ich kann gar nicht mehr genau sagen, wie sich das angefühlt hat. Ich glaube, man nimmt mehr Informationen auf, als man speichern kann, also vergisst man alles schnell wieder, um Platz für den nächsten Augenblick zu machen, den man überleben muss. Den vergisst man dann auch wieder, und man konzentriert sich auf den nächsten. Und dann wieder auf den nächsten. Und den nächsten. Sieben Monate lang.

Das ist also Orange. Und dann geht man unbewaffnet in Wilmington einkaufen und meint, man kommt einfach so wieder auf Weiß runter? Das dauert ewig.

Am Ende war ich voll auf Adrenalin. Cheryl ließ mich nicht fahren. Ich hätte wohl ununterbrochen Vollgas gegeben. Zu Hause sahen wir, dass Vicar wieder gekotzt hatte, direkt vor die Tür. Ich ging ihn suchen, und er stand auf wackligen Beinen auf dem Sofa. »Verdammt noch mal, Cheryl, es ist wirklich Zeit«, sagte ich.

»Meinst du, das weiß ich nicht?«, erwiderte sie.

Ich schaute Vicar an.

»Ich fahr morgen mit ihm zum Tierarzt«, sagte sie.

»Nein«, widersprach ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich mach das schon.«